dem Papst versöhnt, aber ihn als katholischen Christen schlechthin (S. 163) zu bezeichnen, geht nicht an.

Man mag uns vorhalten, wir sollten, um einzelner Ausdrücke willen, in einer sonst guten Schrift nicht so viel Worte machen. Allein, der Aufgabe unserer Zeitschrift gemäß, richtete sich unsere Aufmerksamkeit in erster Linie auf die asketische Würdigung und wir meinen, wir sollten unsere Bewunderung aufsparen für die wirklich Großen, für deren Tugend die Kirche uns Bürgschaft bietet, die jansenistischen „Heiligen“ dürften wir neidlos den Cousin, Sainte-Beuve usw. überlassen. Über die Person der beiden Pascal richten wir nicht, wohl aber dürfen wir sagen, daß ihr Verhalten schweren Tadel verdient.

Neue Biographien

Scheeben, Heribert Christian: *Albertus Magnus*. Bonn, Verlag der Buchgemeinde, 1932, 238 S. und 50 Bilder, 4^o. (Religiöse Schriftenreihe, Band 8.)

Grabmann, Martin: *Der heilige Albert der Große*. Ein wissenschaftliches Charakterbild. München, M. Hueber, 1932, 30 S., 4^o.

Liertz, Rhaban: *Der selige Albert der Große als Naturforscher und Lehrer*. München, Salesianer Verlag, o. J., 62 S., 16^o. Geh. RM. 0.60.

Scheeben, Heribert Christian: *Der hl. Albert der Große*. Köln, Kath. Tat-Verlag, 1932, 32 S., 8^o.

Delorme, A. O. P.: *Albert le Grand. Sa vie — Ses oeuvres — Son influence*. Juvisy (S. & O.), Ed. du Cerf, 1932, 57 S., 16^o.

Menendez-Reigada, A. G., O. P.: *Vida de San Alberto Magno, Doctor Almagro, Ciudad Real*, PP. Dominicos, 1932, 253 S., 8^o.

1. Man hat vom älteren Dominikanerorden gesagt, es sei ihm genug gewesen, wenn Gott allein die Heiligkeit seiner Großen und Größten kenne. Der Grundsatz war ja wohl recht schön, aber er hatte die Folge, daß so viele Heilige seiner Frühzeit erst lange Zeit nach ihrem Tode zur Heiligsprechung gelangten. Hyacinth mußte darauf von 1257 bis 1594 warten, Raimund von Peñafort von 1275 bis 1601, Agnes von Montepulciano von 1317 bis 1726 und später noch Pius V. von 1572 bis 1712. Man darf sich somit nicht allzu sehr wundern, wenn bei Albert dem Großen 651 Jahre zwischen dem Tod und der längst verdienten endgültigen Ehrung als Heiliger und Kirchenlehrer liegen. Die Verzögerung hat indes auch ihr Gutes. Eine Ernennung zum Kirchenlehrer bedeutet nicht nur eine bloß geschichtliche Erinnerung an längst vergangene Leistungen; sie besagt, daß der so Geehrte für alle Zukunft in seiner Geistesarbeit weiterlebt und auch für die heutige Zeit noch als Lehrer und Vorbild zu gelten hat.

Die beiden Schriften von Scheeben und Grabmann ergänzen sich gegenseitig. Die eine schildert eingehend und mit voller Beherrschung des Quellenmaterials den Lebenslauf des Heiligen. Die „Einführung“ mit ihrer Darlegung über den mittelalterlichen Streit zwischen Kaisern und Päpsten möchte auf den ersten Blick gar zu weit auszuholen scheinen. Allein die Zwistigkeiten zwischen dem Kölner Erzbischof und seiner Bischofsstadt, in die Albert eingriff, sind doch nur verständlich aus der allgemeinen Rechtslage im Reich, da Adelsgeschlechter und Städte emporkamen und in unaufhörlichem Zwiſt lagen. Das mächtige Emporstreben der Städte machte sie auch zu Mittelpunkten einer Kulturentwicklung, die für einen Lehr- und Gelehrtenorden wie die Dominikaner erst den Boden schuf. Das Leben Alberts, das uns geschildert wird, ist stärker bewegt, als man es bei einem Gelehrten erwarten würde. Allein wir sind eben im Mittelalter, da die gemeinsame lateinische Gelehrtensprache es erlaubte, die Landesgrenzen nicht als Schranken zu betrachten, und der Dominikanergelehrte erst recht nicht darauf rechnen konnte, sein Leben geruhsam in seiner Schreibstube zu verbringen. Geboren wahrscheinlich aus einer

nichtadeligen Beamtenfamilie im schwäbischen Lauingen, macht Albert seine Studien zu Padua, wo er sich dem Dominikanerorden anschließt, wird dann nach den ersten Anfängen seiner Lehrtätigkeit auf deutschem Boden Professor in Paris, gründet 1248 die Ordensuniversität zu Köln, wo Thomas von Aquin sein Schüler ist, durchwandert seit 1254 als Provinzialprior die ganze deutsche Dominikanerprovinz, zieht 1256 nach Anagni, um vor dem Papst die Rechte der Bettelorden zu verteidigen, wird 1260 Bischof von Regensburg, um nach seiner Abdankung noch einmal Deutschlands Gaue als Kreuzprediger zu durchwandern. Würzburg, später Straßburg werden dann seine Aufenthaltsorte; von beiden Städten aus unternimmt er wieder Reisen nach dem Niederrhein, nach Süddeutschland und bis nach Mecklenburg. Das Jahr 1274 findet ihn auf dem Konzil von Lyon, als 84jähriger bricht er noch einmal nach Paris auf, um dort für seinen Schüler Thomas einzutreten. Wie er bei solch bewegtem Leben noch Zeit fand, einige Dutzend schwerer Bände mit bahnbrechenden Untersuchungen zu schreiben und häufig als Schiedsrichter in verwickelten Streitigkeiten aufzutreten, wäre schlechthin unerklärlich, wenn man nicht dächte, daß die weiten Reisen ihm Zeit genug zur Erwägung und Betrachtung boten.

Scheebens Lebensbeschreibung ist sicher die beste, die über den großen Heiligen bislang erschienen ist. Das Quellenmaterial ist mit großer Sachkenntnis gesammelt und in ansprechender Darstellung verwertet.

2. Wenn die Schrift von Scheeben auf die wissenschaftliche Bedeutung Alberts nicht näher eingeht, so wird sie in dieser Hinsicht aufs glücklichste ergänzt durch die Broschüre Grabmanns, die zwar klein an Umfang ist, aber aus der berufensten Feder stammt. Nach einem Überblick über die Wertung, die Albert im Urteil der Jahrhunderte gefunden, wird er gezeichnet als der Doctor universalis, dessen Schriften das ganze Arbeitsgebiet der damaligen Wissenschaft, die Naturkunde, Philosophie und Theologie umspannen. Dabei ist er nicht bloßer Sammler, sondern selbständiger Forscher, der den gewaltigen Wissensstoff beherrscht und mit neuen Erkennt-

nissen bereichert. Seine Absicht geht nicht nur auf den praktischen Nutzen, sondern auf die Erkenntnis der Wahrheit an sich. Dieses Streben ist auch zielbewußt und hat die Eigentümlichkeit und Eigengesetzlichkeit der verschiedenen Wissenschaften wohl vor Augen. Vor allem ist er Philosoph, der Begründer des christlichen Aristotelismus; aber auch seine Größe als Theologe tritt durch die neuesten Veröffentlichungen bisher ungedruckter Schriften immer klarer hervor. So erstet er vor uns als „eine geistesgewaltige, hochragende Denker- und Heiligengestalt, in der ein staunenswert weites und tiefes Wissen mit einer kraftvollen und zugleich gemühtiefen und grundgütigen Persönlichkeit sich harmonisch verbindet . . .“

3. Aus der großen Anzahl von Schriften, die für weitere Kreise vom Ruhm des Heiligen zu reden beabsichtigen, können zur ersten Orientierung die Bücher von Liertz, Delorme und Menendez Reigada besonders empfohlen werden. Die Broschüre von Scheeben ist ein Vorläufer seines größeren Buches.

C. A. Kneller S. J.

Elsner, Salesius, O. F. M.: **Mutter Maria Theresia Bonzel und ihre Stiftung**, die Genossenschaft der armen Franziskanerinnen von der Ewigen Anbetung zu Olpe i. W. Werl i. W., 1926, Franziskus-Druckerei. 395 S., 8°. Gebunden RM 5.50.

Das Buch macht mit einer der erfolgreichsten Ordensgründungen neuerer Zeit bekannt, die heute bis auf 188 Niederlassungen in Deutschland und Nordamerika gediehen ist.

Ohne Mühe läßt sich die Wurzel des Erfolges in der klaren Frömmigkeit der Gründerin erkennen, die ihrem innerlichen Wesen nach viel mehr den beschaulichen Klausurorden zuneigte als der äußeren Aktion. Sie hatte auch ursprünglich nur die Absicht, in das nächstgelegene salesianische Kloster von der Heimsuchung Mariä einzutreten und nicht der leiseste Schatten eines ehrgeizigen Traumes von Neugründung, Weltweite, Generaloberinnenwürde umwehte ihre Anfänge. Behutsam — so möchte man sagen — lenkte die Vorsehung den überfließenden Reichtum aus ihrer tie-

fen Verbundenheit mit dem eucharistischen Heilande nach außen und wie unversehens drang die kräftige Pflanze der jungen Genossenschaft durch die nicht gar zu harten Erdschollen einiger Widerstände ans Licht. Ihr Zweck war es, „das beschauliche Leben mit dem tätigen zu vereinigen in der ewigen Anbetung und in Ausübung der Werke der Barmherzigkeit“ (144). Die Werke sollten Krankenpflege, Erziehung und Unterricht, „besonders der armen, verwaisten oder verwahrlosten Jugend“ umfassen.

Wäre dies nur ein „Programm“ gewesen, die Welt hätte nicht so bejahend geantwortet, wie sie es tat.

Es ist nun reizvoll herauszufinden, welches denn die eigentlich „fruchtbare“ Tugend der Mutter Maria Theresia war, der Ackerboden, aus dem die reiche Ernte aufwuchs. Gebetsinnigkeit und Demut besitzt sie in hohem Grade — schön formuliert sie es für ihre Töchter: „Wurzelt tief in der Demut, dann gipfelt ihr hoch in der Liebe“ — aber triumphal wird sie in ihrer Mütterlichkeit. Man muß nur ihr Bildnis ansehen: Da ist nicht Schönheit noch Gestalt, kein Gedanke an Würde sucht den gebrechlichen Körper zu strecken und zu versteifen; aus dem lieben Greisenantlitz aber strahlt die reine selbstvergessene Güte. Dies war es wohl, was die Welt spürte und wonach sie so drängend verlangte, daß der Bestellung von Filialen mit Töchtern ihres Geistes gar nicht sogleich in dem Maße entsprochen werden konnte, in dem sie angefordert wurden.

Dabei handelt es sich keineswegs um blinde Güte. Sie zeigt im Gegenteil die eigene Weise des sehenden, ja hellsehenden Blicks der Mutter für das ihr Anvertraute. Es scheint, daß sich die Postulantinnen erst an dieses klare Durchunddurchgesehenwerden gewöhnen mußten (272). Dafür blieb ihr, wie sie sagte, nichts am Habit haften, alles ging bis ins Herz (277) und dort schmolz es in die große Liebe ein. Als sie fast in Agonie lag, beugte sich eine Schwester über die scheinbar Bewußtlose und fragte: „Liebe Mutter, kennst du mich noch?“ Da antwortete sie, die Augen aufschlagend: „Sollte die Mutter dich nicht kennen?“ (177 f.)

Die franziskanische Prägung der Persönlichkeit äußert sich vielfach, so etwa

auch in der hellen Weise, eine Ordenskandidatin im prüfenden Gespräch unvermittelt aufzufordern: „Wollen Sie mir ein Liedchen singen?“

Diese Ordensseite wird, wie begreiflich, vom Ordensverwandten Autor des erbaulich geschriebenen Buches besonders liebevoll herausgezeichnet.

Skansen, Per: Bühnenstar und Büsserin. Eva Lavallière, eine moderne Magdalena. Dargestellt nach ihren Briefen u. Aufzeichnungen mit einer Einleitung und Erläuterungen. Wiesbaden, 1926, Hermann Rauch. 184 S. 8°. Gebunden RM 3.75.

Das Tiefste an diesem ergreifenden Dokument der Gnadenmacht ist die geheimnisvolle Weisheit und Güte göttlichen Gewährens und Versagens: Sich zu gewähren, das Kloster aber, in dem das Geschöpf dieser Gewährung Antwort geben möchte, streng zu versagen.

Durfte Eva Lavallière nicht „den Schleier nehmen“, weil er für sie doch die Gefahr einer letzten „Kostümierung“ zur „Abschiedsrolle“ bedeuten konnte? Hatten diese harten Abweisungen von so vielen Pforten des Karmel und anderer Klöster die Aufgabe, sie ganz in die Demut hineinzubilden? Nahm Gott dieses von Schwelle zu Schwelle Verstoßenwerden gültig als Buße von ihr an? Sie hofft es selbst und schreibt darüber: „Die hiesige Oberin der ‚Weißen Schwestern‘ meinte gestern, ich müsse mein Fegefeuer mit einem Reisekoffer in der Hand abbüßen. Das stimmt wirklich. Ich unterwerfe mich Gott vollständig und vertraue auf ihn“ (151). So schöne Antwort gab sie ihm und sie spielte ihm auch dadurch in die Hände, daß sie gerade aus übergroßer Sehnsucht sich selbst den Weg verschloß. In allzu jähem Wechsel von Luxus zu Entbehrung zerstörte sie ihre ohnedies zarte Gesundheit und verschwendete sich, als große Liebende, bedenkenlos. Diese frühzeitige Gebrochenheit rückte noch mehr als ihre vergangene „carrière“ den Karmel aus dem Bereiche der Möglichkeit. Statt seiner aber schließt sich bald, viel vollkommener, die Einsamkeit großen Leides um sie und bringt sie in volle Sicherheit vor jenen Schatten der

sündigen Welt, deren Erinnerungsmacht sie so sehr fürchtet. Hier ist alles „Theater“ gründlich zu Ende. Sie umfängt und bejaht das Martyrium, das Gott ihr sendet, und verlodert vor ihm als geläuterte Flamme kindlicher Heilandsliebe.

Olfers, Margarete von: Zwei Schwestern. Briefe einer Ordensschwester an ihre in der Welt lebende Schwester. Paderborn, 1933, F. Schöningh, 117 S. mit 6 Bildern. 8°. Kartonierte RM 2.—, gebunden RM 3.—.

Welche reine, feine Atmosphäre um diese beiden Seelen! Trotz aller Klösterlichkeit ist es wahre Lebensluft und so sehr die Lilien in ihr gedeihen, so weht sie doch auch wieder herb genug. Die eigenste Bildersprache der jungen Todgeweihten hat Jeanne d'Arcsche Prägung: Roß, Ritter, Schwert und Kampf, Wunden, Sieg.

Dem Leser drängt sich die Vermutung auf, daß die Herausgeberin mit der geliebten und liebenden Briefempfängerin identisch sein müsse. Im verbindenden Text verrät sich eine zu innige Vertrautheit mit den Gedanken „Benitas“, bis in deren Träume hinein (etwa S. 62). Wie dem auch sei, es gebührt ihr, namentlich von Frauenseite, schwesterlicher Dank für die Enthüllung dieses lieben, klaren Sterbens in unsere Nacht hinein.

Ein Leben des Lichtes. Maria Bonaventura Fink v. U. L. Fr. Von einer Armen Schulschwester v. U. L. Fr. Paderborn, 1932, F. Schöningh, 254 S. mit 11 Bildern. 8°. Broschiert RM 3.60, gebunden RM 4.80.

Dieses Lebensbild ist für den gesamten Bereich von Ascese und Mystik von großem Interesse. Es zeigt an einer Seele von wunderbarer Durchsichtigkeit, wie die gelebte Montfortsche Marienverehrung in letzter Konsequenz zur mystischen Höhe führt, zur Erfahrung des dreipersönlichen Lebens in Gott.

In nur zwei Jahren — von ihrer „Bekehrung“ bis zum frühen Tode — legt die Novizin, die sich vorher keineswegs durch „Bravheit“ auszeichnete, sondern eher ein

„Lausbub“ war, den steilen Aufstieg mit zwingender Folgerichtigkeit und erstaunlicher Sicherheit zurück. Nach ihrer eigenen Aussage fing sie an mit Schweigen und ernstem Willen. Das half ihr zu genauester Regeltreue und von dieser Grundlage aus war es ihr möglich, sich nach den Schriften des sel. Ludwig Maria Montfort gleich die erhabenste und vollkommenste Marienverehrung anzueignen durch ein Wirken in Mariens reinsten Gesinnung. Sie erreichte es durch absolutes Mißtrauen gegen sich und durch ganz gesammelte Aufmerksamkeit auf Maria, worin die eigentliche Leistung lag. So war sie zuerst Marienkind, dann Maria selbst und mit dieser Wandlung war alles weitere gegeben; denn „Maria kann keine andere Frucht hervorbringen als Jesus, und Jesus kann nur durch Maria hervorgebracht werden“ (7). Jesus kommt in ihr zu so ausschließlichem Leben, daß sie eines Tages in ihrer schlichten Art vermerken kann: „Von da an Jesus“ (82). Wo aber Jesus wirklich lebt, da lebt er im Schoße des Vaters und so konnte sie bald schon bekennen: „Ich existiere nicht mehr. Maria Bonaventura ist aufgegangen in Maria und Maria in Jesus und Jesus im Vater, in der ganzen hochheiligen Dreifaltigkeit“ (96). Da brachte sie ihr Noviziatsbüchlein zur Meisterin und fragte: „Darf ich es verbrennen? Ich bin fertig“ (105). Ungeheure Kühnheit scheint aus diesem Worte zu sprechen; und doch mag es nur die Sprache einer vollkommenen Demut sein. Sie erklärt es selbst: „Ich war fertig; denn der alte Mensch war tot; ich hatte nur noch darauf zu sehen, daß er tot blieb und das neue Leben nicht mehr störte“ (106). Warum sollte ein Geschöpf nicht klar und ruhig zugeben, daß Gott es in jedem Augenblick ergreifen und vollenden könne, wenn es so sein Gnadenwille ist? Überraschend ist es auch, daß ihr ständiges Gebet sich allmählich auf keine anderen als auf die **W a n d l u n g s w o r t e** konzentrierte. Doch bald vermag man ihr auch hierin zu folgen: Wenn das „Christianus alter Christus“ Wahrheit werden soll, muß da nicht Christus sein „Hoc est enim corpus meum“ in und über dem Geschöpfe sprechen, das er sich mystisch einverleiben will? Bei ihr war beständig „Wandlung“, wie sie sich ausdrückte (109).

Die Sparsamkeit im Worte, von der sie aszetisch den Ausgang nahm, kommt auch ihren Aufzeichnungen zugute. Lapidar, wie Meilensteine, bezeichnen sie den Anstieg; etwa: „Ein Herzschlag mit ihm“ — „Ein Vorsatz: Vater! Eine Kraft: Vater!“ — „Alles ist der Heilige Geist.“ — „Ganz rein und frei wirkt der Geist Gottes in mir.“ Ihr gesamtes Gnadenleben, sowohl in der höchsten Freude an Gott, wie auch im tiefsten Leid am Ich (vgl. etwa S. 120), ist unerhört konzentriert und intensiv. Daraus ergibt sich der Vorzug, „daß sie unsern Blick nicht ablenkt auf Nebensachen, sondern uns die große Hauptsache in heller, klarer Deutlichkeit zeigt: . . . vollkommene Hingabe an den Herrn und in ihr allseitige, stete, vollendete Tugendübung“ (177). So ist sie „eine lebendige Illustration zu den tiefsten theologischen Werken und — was unendlich wertvoller ist — ein außerordentlich praktischer Ratgeber zu ihrer lebendigen Erfassung“ (198). Und all dies als stille, unauffällige, fleißige kleine Lehrerin für Turnen und Deutsch!

Wenn der Verfasser des Geleitwortes, Leo Gommenginger, diese Lebensbeschreibung ein „Meisterwerk in seiner Art“ nennt, so kann ihm darin nur zugestimmt und der anonymen Autorin, einer Mitschwester der Begnadeten, herzlichster Dank für diese wertvolle Arbeit ausgesprochen werden.

Laveille, Mgr.: Mère Saint-Paul, Fondatrice des Soeurs Servantes de Marie. Paris, 1929, Pierre Téqui. 354 Seiten. 8^o.

Liebenswürdig von Natur kann Mère Saint-Paul nicht genannt werden; doch sie hatte zweifellos „Substanz“ für Heiligung. Kerzengerade aufgerichtet, harten Blickes unter fast drohenden Brauen, so blickt sie aus dem Titelbild den Leser an. Nur die Gewalt göttlicher Zärtlichkeit konnte solch sprödes Material zur Demut formen.

In einer Kindheit, die nicht leibliche, wohl aber viel seelische Not kannte, bekam die Unbändigkeit ihres Charakters den bitteren Zug: bloßer Freiheitsdrang wurde Neigung zur Revolte. Dennoch flammte in der Jungfrau durch Gnade ein für allemal die große Liebe auf. Es muß

für priesterliche Augen deutlich erkennbar gewesen sein, daß an dieser Seele Bildungsarbeit „der Mühe wert sei“. Mit bewundernswerter Sorgfalt nahm sich eine Reihe begnadeter Seelenführer ihrer an. Der äußere Erfolg war bald gegeben: die starken Energien kamen ins rechte Geleise und mit aller Verve wurde Caritas „angepackt“. Viel Gutes geschah, die Liebe gedieh dabei, aber auch die Selbstherrlichkeit und Überschätzung der eigenen „Tat“. Der sanften, leidenden, gottinnigen Freundin, die ihr wie ein guter Engel zur Seite war, vermochte sie zuzurufen: „Restez à dire vos patenôtres; pour moi, j'aime mieux aller porter du pain à mes pauvres et visiter mes prisonniers!“ Gut war es, daß sie das eine tat; doch sie hätte es g e r i n g e r einschätzen müssen als das andere. Die verachteten „patenôtres“ waren doch die geheime Kraftquelle für alles Liebeswerk.

Ihr praktischer Sinn empfindet wohl das Planlose solchen Wohltuns auf eigene Faust als Mangel; ihr Unabhängigkeitsdrang aber will von irgend welchem Anschluß oder gar von Ordenseintritt nichts wissen. Gott hat indessen längst seinen Plan mit ihr: sie soll ein Hilfswerk für die ärmsten Dinger von Paris, für die stellenlosen Dienstmädchen gründen und dadurch etwas ganz Demütiges werden: la servante des servantes. Und sie wird es, wenn auch dabei die Funken stiebel!

Als ein erleuchteter Priester ihr, die endlich doch nach einem umgrenzten Arbeitsfelde sucht, den Vorschlag zu solch dringendem nötigem Werke macht, gibt es zuerst große Revolte: „Quoi! prétendre lui imposer la formation de jeunes filles venues de tous les coins de l'horizon, et pour cela, vouloir la faire religieuse! religieuse à cinquante ans! Elle n'entendait pas aliéner ainsi sa liberté, et elle déclara net au directeur spirituel, qu'elle ne voulait pas se fourrer dans un pareil guépier!“ (96). Der Heiland zieht sie etwas näher an sein Herz; dann geht es. Doch als es so weit ist, daß sie, im Interesse der jungen Gründung, die Ordensgelübde ablegen soll, abermals wilde Revolte! Mit siebenundfünfzig Jahren! Eine schwere Krankheit muß an ihren Grundfesten rütteln, um sie zum Nachgeben zu bewegen. Am erstaunlichsten aber ist es, daß es der Fünfundsechzigjährigen noch ernste Schwierigkeiten macht, ihr Ver-

mögen, namentlich das lebensnotwendige Mutterhaus, das ihr persönlicher Besitz war, der Genossenschaft nicht nur testamentarisch zu vermachen, sondern, zur Vermeidung von Erbschaftsprozessen, schon bei Lebzeiten zu schenken. Diese befremdendste Revolte — ihr Schicksal war doch mit dem ihrer geistlichen Töchter schon untrennbar verbunden! — ist wohl zu nehmen als ein Anklammern an die letzte Sicherung der Selbstbestimmung gegenüber der restlosen Selbstaufgabe. So groß ihre Liebe ist, sie vermag die letzte Starrheit nicht zu schmelzen: ein Stück Feld und ein kleines Häuschen in der Heimat behält sie noch für sich zurück. Erst der Tod macht sie ganz weich in Gottes Hand und endlich gibt sie in den ewigen Gelübden doch alles preis. Da bleibt ihr nun in den gelockerten Händen nichts als die eine klare Weisheit, um die sie ihr ganzes stolzes Leben lang so heiß gerungen hat, und die sie nun als schönstes Vermächtnis ihren Töchtern hinterläßt, die so oft vor ihr zitterten und die ihr doch unendlich viel verdanken: „Mes filles, restez toujours petites et cachées . . .“ (308).

Kleine Blumen lassen sich wohl leichter pflücken; doch die Hand des Herrn wird auch mit einer prächtigen Distel fertig.

Mère Marie de la Conception. 1838 bis 1920. Ascète, mystique, apôtre. Par l'auteur de Lui! . . . Paris, 1932. Desclée, De Brouwer & Cie. 381 S. 8°.

Dies ist nicht das Einzelbildnis einer Seele, sondern das figurenreiche Gemälde einer Kulturrepoche, zeitlich über fast ein Säkulum, räumlich über zwei Weltteile ausgedehnt. Erst ist es das Schicksal der vielköpfigen Familie Godin, dann das der bewundernswerten Liebesgründung Pater Rambauds, der Cité de l'Enfant-Jésus zu Lyon, dann ganz besonders das der heldenhaften Jesuitenmission von Kaisarie (Césarée), dieser Armenierstadt in Kleinasien, gleich heimgesucht von den Exzessen seiner Witterung wie von türkischer Gewaltpolitik, an denen der Leser, oft bis zu atemloser Spannung, lebendig Anteil nimmt. Je dramatischer die Ereignisse anschwellen,

desto mehr schwindet die blasse Josefswester, deren Bild und Namen die Titelseiten des Buches tragen, aus dem Vordergrund; doch da ist kein Winkel des Geschehens, in den nicht das milde Licht ihrer immer wachsenden Liebe hineinleuchtete. Es klingt wie heimliche Freude durch, wenn der Autor gegen Ende des Buches verschiedentlich versichern kann, daß über Mère Marie nichts besonderes zu bemerken sei, da sie ganz so lebe, wie alle ihre Mitschwesteren. Nach den schweren Extravaganzen ihrer büßerischen „Anfänge“ erscheint diese Unauffälligkeit als die kostbare Frucht eines lebenslangen, mit äußerster Anstrengung geführten „agere contra“.

Ein schöner Vorzug des Buches liegt darin, daß die begabte, man möchte sagen: elegante Schilderung der Überwindung schier unüberwindlicher Mauern immer des verborgenen Gottes gewärtig bleibt. Trotz der Blütwärme des äußeren Geschehens behält doch die göttliche Aktivität, der eine begnadete Seele mit demütigem Erleiden Antwort gibt, in feiner und sicherer Weise die Oberhand. In Deo meo transgrediar murum (Ps. 17): zu diesem Psalmvers gibt das Leben und Leiden Mère Maries eine fesselnde und oftmals erschütternde Illustration.

Oda Schneider.

Meyer, P. Wendelin, O. F. M.: Heiliges Magdum vor Gott. Mutter Maria Kasper, Stifterin der Genossenschaft der armen Dienstmägde Jesu Christi. Wiesbaden, 1932, Rauch. 8°. 384 S. und 10 Bilder. Leinenband RM 4.50.

Auf diesen Blättern wird in schöner Sprache ein wahrheitsgetreues Bild des Lebens der Stifterin der Genossenschaft der Armen Dienstmägde Jesu Christi (1820 bis 1898) entworfen. Mutter Maria, in der Welt Katharina Kasper, gehört zu der Schar der wahrhaft großen Frauen, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts so zahlreich durch den Glanz ihrer Tugenden den deutschen Katholiken voranleuchteten und mit vollen Händen segnend und spendend durch die Gauen unseres Vaterlandes schritten. Neben einer Franziska Schervier, Klara Fey, Pauline von Mallinckrodt, um nur einige der bedeutenderen zu nennen, muß

in einer Reihe auch die schlichte, demutsvolle Frau genannt werden, deren reiches Gnadenleben hier geschildert ist.

Katharina Kasper war ein ganz einfaches Kind aus dem Volke, ein armes Bauernmädchen, eine Dienstmagd und Tagelöhnerin. Harte Arbeit war von Jugend an ihr Los. Aber unter ihrem rauhen Arbeitskleide schlug ein warmes, gottliebendes Herz. Die Liebe Christi drängte sie, und so wurde sie in einer Zeit, da in deutschen Landen keine Ordensschwester wohnen durften, durch ihre werkrätige Liebe in den Hütten der Armen und Kranken zu einem Engel der Barmherzigkeit weithin über den Westerwald. Einige andere fromme und opferstarke Jungfrauen schlossen sich ihr an und teilten ihr Leben äußerster Armut und allsegnender Liebe. Mit Meisterschaft schildert der Verfasser, wie die Gnade Gottes in der empfänglichen Seele Katharinas wirkt, und wie der heilige Glaube mit ursprünglicher Selbstverständlichkeit ihr Leben zu einem heldenhaften Opferdienste formt. Als dann nach 1848 wieder Klöster gegründet werden durften, kam es ganz gegen die ersten Absichten durch die Vermittlung des Diözesanbischofs Blum zur Gründung einer Genossenschaft, deren Oberin und Mutter sie durch fast fünfzig Jahre hindurch sein sollte.

Mutter Maria wollte niemals Stifterin genannt werden, denn sie war fest davon überzeugt, daß sie nur das Werkzeug eines Höheren gewesen und ihre Gründung ganz und gar Gottes Werk sei. Dieses Gnadenwirken Gottes durch das ganze Buch hindurch zu verfolgen ist ein großer Genuß. In ihrem ganzen Denken überaus schlicht, einfach und gerade, strömt doch ihr glaubensinniges Wesen soviel übernatürliche Weisheit und solche Schätze gotterfüllten Gedankenreichtums aus, daß man ihre Lebensbeschreibung ohne Bedenken auch eine Bereicherung der asketischen Literatur nennen kann. Dieser Geist, den sie ihrer Genossenschaft eingehaucht hat und den diese nach allgemeinem Urteil bis heute als kostbarstes Erbteil rein bewahrt hat, ist im

Namen ihrer Stiftung programmatisch ausgedrückt. Es scheint sicher festzustehen, daß er der frommen Beterin in der trauten Muttergotteskapelle zum Heilbronn bei Dernbach durch höheres Licht eingegeben wurde (S. 43). Jedenfalls bat sie Bischof Blum, der die Genossenschaft Elisabetherinnen nennen wollte, mit Berufung auf die göttliche Eingebung darum, „ihrem Verein den Namen „Arme Dienstmägde Jesu Christi“ zu geben (S. 80), welchem Wunsch dann auch willfahrt wurde. Wie schön kommt in diesem Namen sowohl das Marianische Ideal wie der demütige Liebedienst an unserem Heiland zum Ausdruck, der da gesagt hat: „Alles, was ihr dem Geringssten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ — Die in dem Buche abgedruckten Unterrichte, die sie den Schwestern hielt, zeigen zwar deutlich, daß Mutter Maria nie die Redekunst studiert hat; und doch sind sie in ihrer Art Meisterwerke feinsten Seelenbeobachtung einer klar blickenden Frau. Manch ein Exerzitienmeister könnte da wohl lernen, der Frauenart entsprechende Anwendungen zu machen. Es wäre zu wünschen, wenn gelegentlich auch die andern noch vorhandenen Vorträge, falls sie ähnlich reichhaltig und praktisch sind, veröffentlicht würden.

Über dem ganzen schönen Buche, das in Ausstattung und Bildschmuck vorbildlich ist, ist ein Hauch der Andacht ausgegossen und ladet zum Überdenken und Übersinnen ein. Immer wieder muß man staunen, was Großes der heilige Glaube, folgerichtig angewandt, in einer von Natur so einfachen Seele zu wirken imstande ist. Unserer Zeit gibt das Leben dieser gottliebenden Frau die schon von der hl. Theresia ausgesprochene wichtige Lehre, daß man heilig wird nicht dadurch, daß man viel denkt, sondern dadurch, daß man viel liebt. — Möge der Tag nicht mehr allzu ferne sein, wo dieser leuchtende Stern auch am Himmel der Heiligen unserer Kirche aufgeht und an dieser demütigen Magd des Herrn wahr wird, daß der Herr die Demütigen erhöht.

Walter Sierp, S. J.